

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Wolfgang Knabl  
**JOHNNY ENDLICH**

*Roman*

Wolfgang Knabl  
**JOHNNY ENDLICH**  
*Roman*

*lektoriert von Axel Ruoff*  
*herausgegeben von Richard Pils*

ISBN: 978-3-99126-005-9

© Verlag Bibliothek der Provinz GmbH.

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Covergestaltung & Foto: Kurt Rendl



## 1. PRODUKTIONSWOCHE, FREITAG

Das Foto ist ein Geschenk des Himmels. Ein Goldschatz. Ein Charaktertest. Verdammte. Nadja ist lange genug im Geschäft, um zu wissen, dass man so ein Foto nur alle heiligen Zeiten, vielleicht nur einmal im Leben, auf dem Silberblech serviert bekommt. Das Foto ist grauenhaft, ein Jackpot. Eine Energiequelle. Kein Espresso, sondern Kokain, das durch die Augen in sie dringt, ihr Gehirn mit Emotionen und viel zu vielen Möglichkeiten überflutet. Nadja verdrängt das alles und sucht Halt bei den Fakten: Sie muss mit dem Foto arbeiten, will es aber zerreißen und dann schnell abhauen. Das Klacken eines Benzinfeuerzeugs wäre die ideale Ouvertüre: Sie könnte sich im Stehen eine Zigarette anzünden, das Benzinfeuerzeug an das Foto halten und damit den ganzen Verlag abfackeln. Von Flammenzungen umgeben könnte sie mit der Zigarette zwischen den Lippen erhobenen Hauptes abdampfen. Bedauerlicherweise raucht Nadja nicht mehr. Und sie muss hier bleiben, mindestens noch zwei Stunden. Sie streichelt das kleine Plastikglücksschwein, das ihr Vorgänger zurückgelassen hat, ehe er von dem Drehstuhl, auf dem sie jetzt sitzt, in eine Burnout-Klinik übersiedelte. „Hat ihm wenig Glück gebracht, das Schwein“, hatte ein Anzeigenverkäufer geläutert. Und gelacht, als Nadja antwortete: „Dann geb ich dem Schwein eine zweite Chance.“ Ihr Finger gleiten vom Glücksschweinkopf über den Glücksschweinrücken, das hilft manchmal beim Nachdenken. Nadja steckt das Foto zu den anderen Fotos in das hoffnungsgrüne Kuvert zurück, dreht es um, überfliegt den Absender: Sandra, Dino und

Matteo sowieso, aus einem Dorf in Tirol. „Warum?“, flüstert Nadja und nimmt das Foto wieder heraus. Anstatt es anzusehen, fächert sie sich damit Luft zu. Hält, erschrocken über diese Pietätlosigkeit, inne: Bagatellisiert sie damit das Grauen, um es ertragen zu können, weil sie es ertragen muss, ehe sie es produktiv verwerten kann? Vorsichtig und mit ernstem Blick, als wäre das Foto ein todkrankes Kind, legt sie es vor sich ab. Dunja, die Putzfrau, hat den zwei Meter langen und 80 Zentimeter tiefen Schreibtisch in der Früh feucht abgewischt, der Putzmittelgeruch steckt immer noch in dem kleinen Raum, wie eine dritte Person. Außer Nadjas iMac befinden sich nur ein ordentlich geschlichteter, kaum 10 Blätter hoher Stapel Recherchematerialien, das Wasserglas, eine angebrochene Kekspackung, ein Apfel und das Foto auf dem polierten Schreibtisch. In einer Woche wird hier wesentlich mehr herumliegen. In zwei Wochen werden über zehn Recherchestapel aus dem Tisch gewachsen sein und es wird vorkommen, dass Nadja um 15 Uhr denkt: „Sechseinhalb Stunden bin ich schon hier. Noch einmal sechs Stunden und ich kann nach Hause.“ In drei Wochen werden die Kollegen staunen, wie Nadja im überbordenden Chaos aus Zetteln, Broschüren, Leuchtstiften, Memos, ausgedruckten Seitenspiegeln, Interviewprotokollen, wissenschaftlichen Analysen und Fotos fast alles auf einen Griff findet. In Woche vier wird sie sich mindestens 14 Stunden pro Tag mit dunklen Augenringen durch das Chaos fressen und Reportagen, Headlines, Kurzmeldungen, Interviews, Familien Star-News aus aller Welt, Kochrezepte, Buchkritiken, Bastel- und Reisetipps ausscheiden – damit am Freitag, genau heute in vier Wochen, nach Mitternacht,

wieder eine mindestens 136 plus 4 Seiten starke Ausgabe des *Familienglück*-Magazins unter ihrer Chefredaktion in Druck geht. Dann wird sie mit Willy neben ihrem zum Schlachtfeld gewordenen Schreibtisch ein Dosenbier vom Würstelstand trinken und Tabula rasa machen: Alle Seitenspiegel-Ausdrucke, alle ausgeschlachteten Recherche-materialien, alle Fotos, alles, was ihr Leben in den vergangenen vier Wochen bestimmt hat, in den Müll werfen. Dann wird sie frei sein! Sie wird am Samstag ausschlafen und ausgehen, am Sonntag brunchen und ins Kino gehen und am Montag vor dem leeren Schreibtisch tief durchatmen – und mit der nächsten *Familienglück*-Ausgabe den Wahnsinn von vorne beginnen. Nadja findet es pervers, aber insgeheim mag sie diese wellenförmige Belastung, den geruhsamen Anfang und das absehbare Ende in der vierten Woche, vor der sie auch nach über drei Jahren immer noch Bammel hat. 10 Ausgaben pro Jahr. Auf Dauer ist das Ganze wohl ungesund, aber in Zeiten wie diesen sind Jobs für Redakteurinnen rar. Außerdem ist sie, trotz allem, immer noch dankbar für diesen Job, weil ihr das meiste, was sie hier tut, gefällt. Hier, in diesem wenige Quadratmeter großen Glaskäfig hat sie gelernt, ihre Grenzen immer weiter ins zuvor Unmögliche zu verschieben und dort heimisch zu werden wie eine Entdeckerin, die Neuland betritt und es dauerhaft beherrscht – ganz im Sinne jener, die sie dort hingeschickt hat. Das kostet Kraft, aber man gewöhnt sich daran. Wie beim Sport gibt es auch an langen Arbeitstagen mehrere Phasen der Erschöpfung – überwindet man sie, kommt die ‚zweite Luft‘: Neuer Schwung, vielleicht sogar ein Flow, der einen viel länger durchhalten lässt, als man

sich kurz zuvor zugetraut hätte, und manchmal sogar Höchstleistungen ermöglicht, die als Erfolgserlebnis guttun. Der Drang zur Selbstverwirklichung im Job sei die größte Lüge im Kapitalismus, hat Nadja öfter gehört. Möglich, dass das stimmt. Aber sie verwirklicht sich hier nicht selbst, sie ist in ihrem Element. „Einfach ist es nicht“, hat Alexandra Wojnar beim Vorstellungsgespräch zu Nadja gesagt, „aber einfach wäre langweilig.“ Nadja nimmt das Foto zur Hand. Wäre sie in der dritten oder vierten Produktionswoche, hätte sie längst mit einem Fingerschnippen über die Verwertung des Fotos entschieden, klar und prägnant wie ein Stanley-Messer, das einen Unterarm aufschneidet. Aber jetzt hat sie Zeit, darf und muss an ihrem sauberen Schreibtisch darüber nachdenken, was die beste Lösung ist. Am besten für wen? Für den Alexandra Wojnar-Verlag? Für Sandra, Dino und Matteo? Für die Leserinnen, für sie selbst? Oder für jene, die in Wahrheit die Einzigen sind, für die sie das alles hier machen: Firmen und politische Parteien, die Inserate schalten? Nadja starrt das Foto an und sagt laut: „Idioten. Diese Leute sind Idioten.“ „Hä?“, fragt Willy, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. Er sitzt mit Nadja Rücken an Rücken, seit Corona trennt eine Plexiglaswand die beiden Rücken, sicher ist sicher. Willy gestaltet auf Hochdruck eine Modeseite für *Madame – das Magazin für die Frau in den besten Jahren*. Gehetzt klickt er auf seinem Riesenmonitor eine Cartier Eyewear-Sonnenbrille neben ein Lena Hoschek-Dirndl, legt einem Chanel-Bikini-Modell eine Dior-Hundeleine zu Füßen, mürrisch wie ein Bauarbeiter, der im Regen Ziegel auf Ziegel schlichtet, nasse Füße und blutige Blasen an den Händen hat und

in seinem Jammer allein gelassen werden möchte. Nadja knallt das Foto gegen die Plexiglaswand. „Das ist Matteo“, sagt sie. „Mhm“, murmelt Willy. Er dreht sich nicht um, schaut Matteo nicht an, sondern arbeitet weiter: Mit flinken Handgriffen, die etwas unrund wirken – daran erkennt Nadja, dass er wieder von Bandscheibenschmerzen geplagt wird. Sie betrachtet seinen breiten Rücken. Willy trägt ein Holzfällerhemd, dessen Karomuster mit dem ‚Zustand‘ auf seinem Schreibtisch zusammengewachsen ist – zumindest schaut es für Nadja so aus. Kein Wunder, denkt sie, schließlich sieht sie fast immer, wenn sie morgens in ihr Büro kommt und wenn sie abends geht, Willys Hinterkopf und seinen Rücken in diesem oder einem ähnlichen Holzfällerhemd dasitzen. Manchmal sagt sie penetrant oft „Guten Morgen“ zu ihm, bis er sich endlich zu ihr dreht und „lass mich in Ruhe“ knurrt – dann sieht sie, dass Willy auch eine Vorderseite hat. Bis er wieder mit dem verschmilzt, was sie den ‚Zustand‘ nennt: Ein 0,5-Liter-Kaffeebecher-hohes Potpourri aus Magazinen, herausgerissenen Magazinseiten, Seitenspiegel-Ausdrucken, Fotos, Computerzeug, Fastfoodverpackungen und 0,5-Liter-Kaffeebechern. Mittendrin eine JBL-Box, die unentwegt Beethoven-Symphonien, Radio-Ö1 oder 90er-Jahre Punk spielt – so leise, dass Nadja fast nichts davon hört. Fragt Dunja, ob sie seinen Tisch putzen darf, pflegt Willy „morgen“ zu antworten. „Dein Schreibtisch ist ein Zustand“, sagt Nadja immer, sobald Dunja weg ist, „weil dein Leben ein Zustand ist.“ Beim ersten Mal entschuldigte sie sich nach diesem Satz mit rotem Kopf. Willy reagierte weder auf die Beleidigung, noch auf die Entschuldigung. So, als hätte er nichts gehört.

Was vielleicht auch zutraf. Seither sagt Nadja den Satz jedes Mal, sobald Dunja beim Versuch, den ‚Zustand‘ zu beseitigen, abgeblitzt ist. Vielleicht wird Willy einmal auf diesen Satz reagieren, indem er sein Leben ändert oder Nadja erwürgt. Bei ihm ist alles, vor allem aber nichts möglich. Manchmal wirft Nadja einen Schokoriegel auf die andere Seite der Plexiglaswand. Willy ist nicht so privilegiert wie sie und hat nur einmal pro Jahr – vor der Sommerpause – Zeit, Tabula rasa zu machen. Er gestaltet alle vier Magazine des Alexandra Wojnar-Verlags, da bleibt kaum Zeit zum Nachdenken, geschweige denn zum Abhauen oder Schreibtisch zusammenräumen. Willy spricht so gut wie nie. Tut er es doch, sind seine Sätze oft unvollständig und enden vorzeitig, er geizt mit seinen Worten, als müsste er sie für besondere Anlässe sparen. Seine Aufmerksamkeit teilt er auch nicht gerne. Willy hört nur zu, wenn es unbedingt sein muss. Nadja ist lange genug im Geschäft, um zu wissen: Bei herzigen Tieren oder todkranken Kindern muss jeder zuhören und hinschauen, sogar Willy. „Das ist Matteo“, wiederholt sie. „Matteo ist vier. Er hat Zystische Fibrose. Weißt du, was das ist?“ „Lass mich in Ruhe“, murmelt Willy, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Zystische Fibrose ist eine wirklich ekelhafte Krankheit. Eine angeborene Stoffwechselkrankheit, ein Gendefekt, wegen dem in Körperorganen Schleim gebildet wird. Das Ganze ist nicht heilbar, die Lebenserwartung viel geringer als normal.“ „Hör auf, muss arbeiten.“ Nadja holt den Brief aus dem Kuvert und liest vor: „Bei unserem Matteo ist vor allem die Lunge chronisch verschleimt. Die Therapien greifen nicht. Wahrscheinlich stirbt er, bevor er ein Teenager wird.“ „Kannst

du mich bitte?!“ „Seine Eltern sind glücklich und dankbar für jeden Tag, den sie mit ihrem Sohn, diesem – ich zitiere: ‚Gottesgeschenk‘, Zitat Ende – verbringen dürfen. Wirklich irre, dass so ein kleines Kind mit so ...“ „Aus!“ ruft Willy, lässt seinen Mausstift in den ‚Zustand‘ fallen, dreht sich um und erblickt das Foto, das Nadja für ihn an die Plexiglasscheibe presst. Zu sehen ist ein schwarzhaariger Bub im Kindergartenalter. „Darf ich vorstellen: Das ist Matteo“, sagt Nadja. Matteo ist nackt und sitzt seitlich zum Fotografen, der vor ihm gelegen haben muss, auf einem weißen Fell. Die Beine des Buben verdecken sein Geschlecht. Mund, Augen, jede Pore im Gesicht lacht ein großartiges Lachen, das pure Glück. Im Hintergrund ist unscharf ein Christbaum zu sehen, passend zum weißen Fell mit weißen Kugeln und weißem Lametta geschmückt. Auf jeder Schulter des Buben, zwischen Brust und Achselhöhle, befindet sich ein dünner Lederriemen, als würde Matteo einen Rucksack oder ein Revolverholster tragen. Aber Matteo trägt auf seinem Rücken zwei große weiße Engelsflügel. „Todgeweiht“, sagt Nadja. „Das ist unser Coverbild. Und die Cover-Headline dazu lautet: ‚Todgeweiht‘. Musst halt den Christbaum wegretuschieren, Willy, damit die Flügel passen.“ „Du spinnst“, erwidert Willy. „Nein. Das ist mein voller Ernst: Wir nehmen dieses Coverbild und dazu die Headline: ‚Todgeweiht‘.“ Willy schüttelt den Kopf. Nadja steht auf. „Himmel Herrgott, siehst du das denn nicht? Das ist so aufgelegt, dass man es einfach machen muss!“ ruft sie und bringt bei dem „muss“ mit einem Faustschlag auf das Foto die Plexiglasscheibe zum Vibrieren. Willy beruhigt die Plexiglasscheibe mit beiden Händen und fragt: „Seit

wann entscheidest du, was aufs Cover kommt?“ „Seit ich ein Coverfoto habe, das aufs Cover MUSS. Dazu die Headline: ‚Todgeweiht. Die Alte wird nicht anders können, als zu sagen: Ja, das ist unser Cover.‘ Willy hebt eine Augenbraue. „Im Ernst?“ „Klar. Oder glaubst du, ich mach mit sowas Witze? Kannst das Foto gleich einscannen.“ „So was mach ich nicht.“ „Was willst du sonst machen, Willy? Kündigen?“ Willy verschränkt die Arme vor der Brust. Nadja seufzt. „Scheiße, dass Sommer ist und nicht Advent. Vielleicht sollten wir auf Weihnachten warten, falls Matteo so lange ... Ich mein: In der Dezember-Ausgabe könnten wir den Christbaum drauflassen und eine andere Headline über die Engelsflügel schreiben: ‚Last Christmas‘. Geil, oder?“ Willy wird grau im Gesicht. „Wenn wir richtige Boulevard-Schweine wären, würden wir genau das machen!“ ruft Nadja, schaut Willy an und lässt das Foto sinken. „Ich wollte dich nur testen. Wir nehmen natürlich ein sandburgenbauendes Sommersprossen-Kind aufs Cover. Im Hintergrund eine schnuckelige Coronamaske. Als Headline schreiben wir ‚Happy Summer‘ oder so einen Schwachsinn. Wie jeden Sommer. Macht dich das happy?“ Wortlos dreht sich Willy weg und verschmilzt wieder mit dem ‚Zustand‘. Während er einen Boss-Sonnenschirm unter die Hundeleine klickt, murmelt er: „Wenn du das gemacht hättest, hätte ich nie mehr ein Wort mit dir geredet.“

12 Uhr. Noch vier Stunden bis zum Begräbnis. Nadja beißt in eine Semmel mit paniertem Fisch, klickt sich in den *Familienglück\_5\_2020*-Ordner und öffnet mit Adobe InDesign den Seitenspiegel. 136 Seiten Heftkern plus 4

Seiten Umschlag, dargestellt in 140 Rechtecken. Etwa ein Drittel der Rechtecke ist blau hinterlegt: Inserate, dafür ist das Sales-Team zuständig, sowie die Alte selbst. Die restlichen 90 Seiten muss die Redaktion, also Nadja, in drei bis vier Wochen mit möglichst aktuellen, unigen, korrekt recherchierten Inhalten füllen, die begeistern und inspirieren, professionell unterhalten und informieren – oder zumindest so tun, als ob. Im Sinne einer öffentlich zelebrierten Leser-Blatt-Bindung muss das Publikum die Einladungen annehmen, Babyfotos, Kindersprüche und persönliche Erfahrungen im Heft sowie online zu veröffentlichen. Das alles hat einen Zweck: *Familienglück* muss ein attraktives Werbe-Umfeld für möglichst namhafte und potente Inserenten darstellen, damit diese, trotz Corona, ihre Etats auf das Konto der Alten sprudeln lassen. Davon lebt letztlich auch Nadja. Sie spürt ein flaes Gefühl im Magen. Legt die Hand auf die flae Stelle und sehnt den Moment herbei, in dem die Redaktionsseiten im Seitenspiegel nicht mehr weiß sind. Hat sie einen Artikel fertig geschrieben, hinterlegt sie die entsprechenden Rechtecke im Seitenspiegel gelb – das fühlt sich nach getaner Arbeit an, als hätte sie in einem Rohbau eines von 90 Zimmern gelb ausgekacheln. Sobald Willy die Geschichte layoutiert hat, färbt Nadja die Kacheln rot. Gibt die Alte eine Geschichte für Lektorat und Druck frei, füllt Nadja die entsprechenden Seitenspiegel-Kacheln mit grüner Farbe. Das verschafft ihr eine prickelnde Befriedigung, vor allem, wenn sie damit einen zähen Brocken erledigt hat. Oft sind davor mehrere Korrekturschleifen notwendig, die meisten davon am vierten Freitag des Produktionszyklus – dem

Produktionsfreitag: Mehr oder weniger fundamentale textliche oder grafische Änderungen, die Nadja und Willy am Produktionsfreitag erledigen müssen, um dann der Alten möglichst schnell die neuen Versionen zu präsentieren. Bei manchen Artikeln muss Nadja drei oder vier Mal mit umgetexteten und neu gestalteten Versionen, ausgedruckt auf leserfreundlichem A3-Format, die Stiegen zum Riesbüro der Alten hinaufpilgern, bis diese endlich zitternde Mundwinkel bekommt oder wenigstens nicht mehr komplett angepisst reagiert. Dann gehen diese Seiten wieder oder erstmals ans Lektorat. Nadja ist nicht unzufrieden, dass es so läuft. Die Chefredakteure der anderen Hefte müssen an den Produktionsfreitagen wesentlich mehr umtexten, manchmal sogar ganze Geschichten kübeln und sich etwas Neues aus den Ärmeln saugen. Oft arbeiten sie die Nacht durch, pressen am Samstagvormittag verzweifelt und total übermüdet die letzten Tropfen Herzblut aus sich heraus, bis ihr Heft der Alten gefällt und in Druck gehen kann. Die Alte empfindet das als Zumutung, erwartet sich sogar Trost und Lob für ihr hartes Schaffen – das hauptsächlich darin besteht, wach zu bleiben und cäsarinnengleich die getane Arbeit der zu Bittstellern degradierten Chefredakteure zu akzeptieren oder Neubearbeitungen zu befehlen. Nadja musste noch nie länger als bis drei Uhr früh arbeiten, das macht sie sogar ein bisschen stolz, weil bei ihren Artikeln grosso modo wesentlich weniger Änderungen befohlen werden, als bei den Kollegen, ganz zu schweigen von ihrem *Familienglück*-Vorgänger. Dieser sei eine Katastrophe gewesen, wie Frau Tummler, die Chefsekretärin, Nadja einmal zugeraunt hat. Seine letzte *Familienglück*-Produktion sei

vollkommen danebengegangen, er selbst sei kollabiert und im Morgengrauen vom Notarzt abtransportiert worden. „Der Arme. Aber sonst wären Sie jetzt nicht hier.“

„Ich bin aus anderem Holz geschnitzt, ich mach nicht so leicht schlapp“, glaubt Nadja. Sie ist zäh und gibt ihr Bestes, um das Standing, das sie sich erarbeitet hat, zu verteidigen. Außerdem rechnet sie nach wie vor mit der versprochenen Gehaltserhöhung. Ihr eigentlicher Antrieb ist aber etwas anderes: Nadja findet es pervers, aber insgeheim will sie gute, nein bestmögliche Arbeit abliefern, damit die Alte dieses Zucken um die Mundwinkel bekommt, das sie nur dann bekommt, wenn ihr etwas wirklich gefällt. Legt ihr Nadja am Produktionsfreitag, bei der sogenannten Imprimatur, zum ersten Mal den dicken Stapel mit den mindestens 140 ausgedruckten Heftseiten auf den Riesenschreibtisch in dem Riesbüro, das nach exklusivem Relax-Hotel duftet, beobachtet sie das hübsche Gesicht der Alten, während diese eine Seite nach der anderen inspiziert. Bei der Imprimatur, und nur bei der Imprimatur, dreht sie sich meist etwas zur Seite, sodass Nadja ihr Profil mit der überraschend mädchenhaften Stupsnase sehen kann. Mittlerweile weiß Nadja schon im Vorhinein ziemlich genau, welche Headlines, Artikel oder Layouts die Lippen der Alten zu einer Art Lächeln auseinanderziehen und ihre Mundwinkel kaum merklich zucken lassen, ehe sie „O.K.“ oder „gut“ sagt, manchmal sogar „ausgezeichnet“. Das bedeutet Nadja viel. Obwohl sie diesen Antrieb grundsätzlich als Absurdität ablehnt, hält sie ihn gleichzeitig für lebensnotwendig. Anerkennung ist ihr perverser Motor.

Deshalb hat sie es bei der laufenden Gehaltsverhandlung so schwer gegen die Alte, die hauptsächlich von Gier getrieben wird. Für Nadja ist Geld etwas Abstraktes, ihre Leitwährung ist Lob, das ihr Ego streichelt. Schambehaftet aber hingebungsvoll genießt sie das Lustzentrum Eitelkeit, gierig, wie einen Punschkräften, obwohl sie schon während dem Hinunterschlingen weiß, dass ihr hinterher schlecht sein wird. Lässt sie sich selbst Anerkennung zuteilwerden, etwa weil ihr eine gute Headline eingefallen ist, wirkt das wesentlich weniger beglückend. Am besten ist Lob von ganz außen: Berichte anderer Medien über eine Geschichte von Nadja führen verlässlich zu deutlich steigenden Inseratenvolumina in darauffolgenden Ausgaben, was die Mundwinkel der Alten grenzwertig zittern lässt und ihr ein „wirklich ausgezeichnet“ entlocken kann. Zuletzt geschehen bei der Undercover-Reportage, für die Nadja – begleitet von Otto, den sie der Alten als Privatdetektiv verkaufte – mit einer 14-Jährigen in einschlägig bekannte Parks ging, U-Bahn fuhr und diverse Special Places aufsuchte. Aufhänger und Cover-Headline: „Teenies testen Drogendealer.“ Inhalt: Wie lange dauert es, bis Jugendliche im öffentlichen Raum von Dealern angesprochen und gefragt werden, ob sie Drogen kaufen wollen? Mehrere Onlineportale, Zeitungen und Fernsehsender, sogar der ORF, Landesstudio Wien, berichteten darüber. Nadja seufzt. Eigentlich ein bescheidener Erfolg. Dennoch nicht alltäglich. Und deshalb irgendwie ein Eigentor, schließlich ist der Erfolg von gestern die Messlatte für heute. Ihren Anspruch verkündet Nadja der Alten und dem Sales-Team bei jeder Sitzung zu Beginn eines neuen Produktionszyklus: „Das neue Heft

soll besser als das vorige werden.“ Verdammt. Nadja klatscht in die Hände und betrachtet den Seitenspiegel auf ihrem Monitor. Die Alte und ihr Sales-Team haben schon vorgelegt: In den bereits verkauften blauen Rechtecken stehen statt dem Wort „INSERAT“ die Namen der werbenden Unternehmen: Mercedes, L’Oréal, AMA, Audi, Telekom, Tirol-Tourismus. Das Familienministerium hat, wie gewohnt, die erste Doppelseite gebucht. Was hat Nadja zu bieten? Matteo interessiert sie am meisten, taugt aber nicht zum Medienecho erzeugenden Blockbuster. Sie könnte mit Kids illegalerweise Waffen kaufen oder in verbotene Wettbüros gehen. Oder eine junge Frau als Hochschwangere verkleiden, die in Parks Wodka säuft und Zigaretten raucht – und dokumentieren, wie die Leute reagieren. Das alles haut Nadja nicht vom Hocker. Sie verspeist das letzte Stück der trockenen Fischsemmel, kehrt die Semmelbrösel mit der flachen Hand vom Schreibtisch auf den Boden, trinkt einen Schluck Wasser und überlegt, welche der allesamt weiß gefärbten Redaktions-Kacheln sie heute gelb machen könnte: Einschlaf-Tipps für Schreibabys? Sonnenschutz für den Corona-Sommer? Oder soll sie doch noch keinen kleinen, einfachen Artikel abschließen, sondern sich stattdessen in Matteos Geschichte vertiefen? Recherchieren, mögliche Interviewpartner suchen und kontaktieren, Interviewfragen formulieren und hoffen, dass die Experten die Fragen gleich per Mail beantworten? Nadja seufzt. Sie hat heute keine Lust auf Zystische Fibrose. Das Läuten des Festnetztelefons auf ihrem Schreibtisch erlöst sie von ihrer Untätigkeit. „Eine Leserin möchte Sie sprechen“, verkündet die Rezeptionistin. Nadja strafft ihren Körper. „Was ... was

will sie?“, stammelt sie, während unterschiedliche Negativ-Szenarien durch ihren Kopf rattern: Hat sie schlecht recherchiert, jemanden beleidigt oder zu offensichtlich von anderen abgekupfert? „Das weiß ich nicht. Sie hat nur gesagt, sie will die *Familienglück*-Chefredakteurin sprechen. Irgendwas wegen der letzten Ausgabe.“ „Irgendwas? Gibt’s das auch spezifischer, dieses irgendwas?!“ „Das weiß ich nicht. Soll ich durchstellen?“ „Ja.“ Nadja fühlt ihr Herz rasen, bemüht sich aber um ein souveränes, gelangweilt klingendes „Nadja Guttman. Hallo?“ Die Anruferin lässt ihren Emotionen mit piepsiger Stimme freien Lauf: „Gratuliere zur letzten Ausgabe, vor allem zu dem Artikel über das verliebte, unfruchtbare Paar, das schlussendlich ein Kind adoptiert. Wirklich großartig. So ... emotional. Da weiß man, warum man Ihr Magazin kauft.“ „Danke sehr. Freut mich, dass es Ihnen gefällt“, antwortet Nadja und lümmelt breitbeinig in ihrem zum Big Boss-Thron angeschwollenen Drehstuhl. „Das Paar ist wirklich toll“, erklärt sie generös. „Sehr sympathisch, dazu eine Geschichte, wie sie nur das Leben schreiben kann. Viel Fleisch, wie wir Journalistinnen sagen. So ein Artikel schreibt sich praktisch von allein.“ „Ach so“, erwidert die Anruferin leicht pikiert, „Sie meinen den Text. Also, zum Text kann ich nichts sagen, gelesen habe ich den Artikel nicht. Aber die Fotos und das Layout sind Spitze, wirklich spitze!“ „O.K.“, murmelt Nadja und setzt sich kerzengerade auf. Ihre Begeisterung ist schlagartig erloschen, die Lunte der selbstzerstörerischen Enttäuschung brennt. „O.K.“ Frust dehnt die zwei Buchstaben zu einem langen Wort, dehnt Nadjas Wahrnehmung, als wäre sie von einer Luftmatratze in der Sonne auf den

Grund des Swimmingpools gesunken. „O...o...o...K...k...k ... Ich geb ihr Lob an die Kollegen weiter. Wiederhören.“ „Warten Sie noch! Das Beste ... das Allerbeste ist ja das Papier. Da muss ich Ihnen wirklich gratulieren, zu dem Papier, auf das Sie das Magazin gedruckt haben. So weich und so geschmeidig und so ...“ Nadja lässt den Hörer sinken. Presst die Lippen zusammen und rollt mit ihrem unbequemen Lakaien-Drehstuhl zu jener Glaswand ihres Aquariums, hinter der sich der Gang befindet. Ihr Drehstuhl wird zur Rutsche, sie sinkt langsam auf die Knie und schaut von unten in exakt jenem Winkel auf die gegenüberliegende Glaswand, der ihr mithilfe des künstlichen Lichts einen Spiegelblick in das verglaste Büro neben ihrem Büro ermöglicht. Dort sitzt Eric LeBon: 45-jähriger Journalist mit Boulevard-Background. Passionierter Anzug- & Krawatte-Träger mit Gigolo-Aura. Autor mehrerer unveröffentlichter Romane und Theaterstücke. Hat für den Fall eines Geistesblitzes IMMER ein Aufnahmegerät bei sich, vorzugsweise in der Sakkotasche. Der Chefredakteur von *Madame – das Magazin für die Frau in den besten Jahren* telefoniert gerade und schaut dabei aus dem Fenster auf den Wiener Graben, sodass Nadja nur seinen Rücken sehen kann. „Herrlich saugfähiges Papier, die beste Unterlage im Wellensittich-Käfig“, schwärmt die Anruferin. „LeBon, du Aas!“, ruft Nadja in den Hörer. „Wie bitte?“, fragt die Anruferin und bricht daraufhin in schallendes Männerstimmen-Gelächter aus. Beschämt versteckt Nadja das Gesicht hinter ihren Händen. Zu spät, sie sieht noch, wie LeBon, der genau weiß, dass Nadja ihn über die Glasbande beobachtet, sie mit einer imaginären Maschinenpistole totschießt. Schon

an ihrem ersten Arbeitstag hat Eric LeBon sie mit einem fingierten Anruf hereingelegt. Seitdem führen sie einander immer wieder gegenseitig aufs Glatteis. LeBon klopft sich lachend auf die Oberschenkel, während Nadja leidet und erkennt, dass dieser Tag ein beschissener Tag ist und beschissen bleiben wird. Aber nur für ein paar Sekunden. „Rache!“, ruft Nadja in den Telefonhörer und lacht ebenso heftig, wie LeBon. „Gehts, Kindskopf? Bitte Ruhe, muss konzentrieren“, murmelt Willy hinter ihrem Rücken. Nadja lacht, bis ihr einfällt, dass sie bald gehen muss, dafür aber die Erlaubnis der Alten braucht.

Als sie ‚Alexandra Wojnar‘ im Wiederwahl-Menü ihres Smartphones ansteuert, ist der Tag wieder ein beschissener Tag. Nadja findet es pervers, empfindet aber Nähe zur Alten, als sie den Namen sieht. Schweiß tropft aus der Achselhöhle. Die Frau aus höheren Sphären erschafft und zerstört Lebensstandards. Bei Sonnenschein im Regen stehend wartet Nadja, welche Naturgewalt sich durchsetzt. Sie legt den Kopf in den Nacken, schaut nach oben, empfängt helle Wärme und kühles Nass und denkt: Regen und Sonne gleichzeitig, besser als gar kein Wetter. Sie fühlt sich auf angenehme Art wichtig, weil sie diese Nummer anrufen darf. Ein Adrenalin treibendes Privileg, auf das sie nicht verzichten will. Das Freizeichen duftet nach exklusivem Relax-Hotel, Nadja steht mit trockenem Mund klein und deplatziert in der Lobby, eine lumpige Forderung im Gepäck. Natürlich hebt die Alte nicht ab. Vor zwei Monaten hat Nadja die zu Beginn ihrer Zusammenarbeit vereinbarte Gehaltserhöhung eingefordert – das hat die

Alte als Majestätsbeleidigung interpretiert. Seither muss Nadja froh sein, wenn sie Antworten auf die wichtigsten Fragen zur Heftproduktion bekommt. Keine Chance, über Finanzen zu reden. „Frau Wojnar macht privat gerade einiges durch, das müssen Sie verstehen“, hat Frau Tummler, die Chefsekretärin, Nadja zugeraut. „Was hat das mit meinem Gehalt zu tun?“, dachte Nadja schweigend.

13 Uhr. Noch drei Stunden bis zum Begräbnis. Dreimal hat Nadja es inzwischen bei der Alten klingeln lassen. „Wenn sie nicht abhebt, geh ich einfach. Das Begräbnis muss sein“, sagt Nadja halblaut. Wenig später vibriert ihr Handy. Auf dem Display steht ‚Alexandra Wojnar‘. „Natürlich rufst du zurück. Damit ich nicht auf die Idee komme, es zu wagen, dich während der Geburtstagsparty für deinen Sohn zu stören“, denkt Nadja und spielt mit dem Gedanken, den Anruf zu ignorieren. Aber sie tut, was sie tun muss: „Nadja Guttmann. Hallo?“ „Was wollen Sie?“ „Ich wollte Sie nochmal erinnern, dass ...“ „Ist Herr Hackner bei Ihnen?“ Nadja weiß, dass Willy hinter ihr sitzt. Wenn die Alte nichts anderes anordnet, verlässt er nur ein oder zwei Mal pro 14 Stunden-Arbeitstag seinen Platz, um pinkeln zu gehen. Willy ist immer da, so wie auch der Schreibtisch immer da ist. Trotzdem dreht sich Nadja um, betrachtet den mit dem ‚Zustand‘ verwachsenen Rücken, ehe sie antwortet. „Ja. Er ist da.“ „Geben Sie ihn mir.“ „Ungern. Sie wissen, Frau Wojnar: Corona. Mein Handy. Da sollten wir ...“ „Schalten Sie mich auf Lautsprecher.“ „Willy, für dich!“, ruft Nadja und aktiviert die Freisprechanlage. „Herr Hackner“, sagt die Alte, „was ist mit Ihrem Handy?“ „Grumpf“,

antwortet Willy. Die Alte seufzt. „Egal. Wir veranstalten heute für meinen Sohn eine Geburtstagsfeier. Wie es der Teufel will, ist die Poolpumpe eingegangen. Sie können das sicher reparieren. Sind S‘ lieb, Herr Hackner. Kommen S‘ vorbei.“ „Jetzt?“ „Natürlich jetzt.“ „Aber ... das Layout.“ „Ja, das machen Sie dann halt nachher weiter. Wird ja wohl nicht lange dauern, mit der Pumpe.“ „Habe Wochenendpläne.“ „Kein Problem. Sie können die Pumpe sicher in ein paar Minuten reparieren, da verlasse ich mich ganz auf Sie. Dann essen Sie mit uns eine Torte.“ „Kann ich mit dem Taxi?“ „Wozu? Sie sind mit der U-Bahn fast genauso schnell da. Also, bis gleich. Ciao.“ Willy springt auf. In aller Stille schneidet er eine zornige Fratze und explodiert, dann ist er weg. Nadja erwartet, dass die Alte das Gespräch grußlos beendet. Sie sieht sie vor sich, fühlt die gepflegten Finger mit den manchmal abgekauten Nägeln über das rote Hörer-Icon streichen. Aus einer Kindergeburtstagslaune heraus bleibt Alexandra Wojnar in der Leitung. Nadja hört sie atmen. Einmal, zweimal, dreimal. „Sonst noch was?“, fragt die Alte schließlich. „Ähmm ... ja“, Nadja räuspert sich. „Wie ich schon vorgestern angedeutet habe, muss ich heute etwas früher weg.“ „Wann?“ „Jetzt, dann bald. Ich muss auf ein Begräbnis.“ „Wer ist gestorben?“ „Der Vater meines Nachbarn. Also, im Grunde mein früherer Senior-Nachbar. Der Nachbar von meinem Elternhaus, in dem ich aufgewachsen bin.“ „Also keine Verwandtschaft.“ „Nein, das nicht.“ „Dann werden Sie ja heute wiederkommen?“ „Ähhh, das wird sich nicht ausgehen. Aber es ist alles vorbereitet: Heute habe ich noch ein Interview. Herr LeBon ist so nett und übernimmt das für mich. Ich gebe ihm die Fragen,

er muss nur ...“ „Sie werden das einarbeiten.“ „Sie wissen, dass ich wesentlich mehr Stunden hier bin, als ich müsste.“ „Sie müssen gar nichts, Frau Guttmann. Aber wenn Sie hier weitermachen wollen, dann lassen Sie sich von Frau Tummler einen von den neuen Corona-Schnelltests geben, von den guten. CoClear. Damit testen Sie sich Montagfrüh, bevor Sie kommen. Dauert nicht lange. Falls ein Spreader bei dem Begräbnis ist.“ Ihre Stimme hellt sich auf. „Das Testverfahren basiert auf Aerosol-Analyse, echt top. Wir haben gerade alle Kinder getestet, am Eingang zur Party. Funktioniert wirklich super und ...“ Die Alte stoppt ihr eigenes Geplauder, knurrt: „Das schaffen Sie.“ „Ja. Mach ich, Frau Wojnar. Schönes Wochenende und viel Spaß bei der Party!“ „Wiederhören.“

„CoClear“, flüstert Nadja, „das kenn ich. Seite 41.“ Sie nimmt die neueste *Familienglück*-Ausgabe zur Hand und schlägt Seite 41 auf. Tatsächlich findet sie dort ein ganzseitiges Inserat für CoClear, den Covid-Schnelltest, der auf Aerosol-Analyse basiert. Auf der linken Seite daneben der Artikel, den sie über die vielen Vorteile von Covid-Schnelltests, die auf Aerosol-Analyse basieren, schreiben musste. „Ideal für die coronafreie Kindergeburtstagsparty“, steht unter dem Aufmacherfoto. Auf der Seite davor: Das Inserat eines Caterers, der auch Hüpfburgen und Clowns im Angebot hat. Nadja würde wetten: Dieser Caterer liefert heute im Hause Wojnar seine beste Show ab, die reichen Kinder fressen Krabben-Burger und Steaks – ohne, dass die Alte einen Cent dafür bezahlt. Sie wirft das Heft auf den Schreibtisch, schaut auf die Uhr und geht.

„Ich hab immer schon gewusst, dass du einen Vogel hast“, sagt Nadja zu LeBon, als sie ihm den Zettel mit den Interviewfragen gibt. „Der Wellensittich? Das war gut, oder?“ „Wenn man Humor auf Kindertagesturniveau mag.“ „Genau das Richtige für dich und mich.“ „Brauchst du mein Aufnahmegerät?“ „Nö. Ich nehm mein eigenes.“ „Die Interviewpartnerin triffst du um 15 Uhr auf Zoom. Eine Ernährungsexpertin. Geht um Babyblähungen. Schaffst du es, dabei ernst zu bleiben?“ „Ja, Chefin.“ „Danke.“ „Bitte. Einer muss ja arbeiten, wenn alle anderen feiern.“ Nadja verdreht die Augen. „Ich muss auf ein Begräbnis.“ „Mein Beileid.“ „Halb so wild. Aber die Alte wird immer ärger. Bockt herum, weil ich auf das Begräbnis gehe. Dabei bin ich in Produktionswoche eins. Irgendwie bedenklich, oder?“ „Wie alt bist du eigentlich? 29?“ „Sehr witzig. Leg ruhig noch 5 Jahre drauf.“ „Die Alte ist nur ein paar Jährchen älter als du“, grinst LeBon. „Das sollte dir zu denken geben.“

## FREIZEIT

Während vier junge Infanteriesoldaten den Sarg, in dem sich sein Vater befindet, zum offenen Familiengrab tragen, wird Otto zu Stein. Sein grauer Eierkartonteeint gleicht Marmor mit einer Schicht Taubenkot. Die einzige Regung im Gesicht ist das behäbige Auf und Ab der Kastanienbaumblätter, gespiegelt in zwei Ray Ban-Rechtecken. Zwischen der Otto-Statue und Gattin Kristina steht die Teenager-Tochter: Ihr Körper vibriert im verlorenen Kampf gegen die Tränen. Otto hat seinen Arm um Melanies Schultern gelegt, Kristina streichelt Melanies Hand. Melanie löst sich aus Ottos Griff, Kristina drückt sie fester an sich. Die 15-Jährige verdreht die Augen, vergisst aus Zorn über die Eltern für einen Moment ihre Trauer.

Hinter der Kernfamilie stehen die übrigen 27 Trauergäste, alle die vorgeschriebenen zweieinhalb Meter voneinander entfernt. Nadja steht als Einzige alleine in ihrer Sicherheitszone. Sie würde Otto gerne die Sonnenbrille und den Schnurrbart vom Gesicht reißen, ihn umarmen und trösten. Ertappt blickt sie sich um. Registriert erleichtert, dass ihre verbotenen Gedanken verborgen geblieben sind. Die anderen Trauergäste schauen mit maskierten Pokerfaces ins Nichts. Plötzlich empfindet Nadja niederschmetternde Traurigkeit. Die Trauer über Ottos Verlust ist dabei lediglich das vordergründige Symptom, stärker schmerzen im Lichte dieser Veranstaltung ihr belangloses, missglücktes Leben und ihre eigene Sterblichkeit. Am Rücken von Ottos Frau kann Nadja ihren Blick aufrichten. Dieser Rücken

verpasst ihr eine Moralinjektion, er ist wie geschaffen für einen Schlag mit der Wikingeraxt à la Ragnar Lodbrok. Nadja senkt den Kopf, denkt an den Rücken, an die Axt, und flüstert, ohne die Lippen sichtbar zu bewegen, ihrem eigenen Schatten zu: „Der Tod ist ehrlich. Sie zu töten, wäre es auch.“ Nadja reckt Kinn und Schultern, ihr Schatten wächst aus der kreisförmigen Sicherheitsbodenmarkierung, als wäre sie ein Insekt mit breit gewölbtem Unterleib. „Wir sind alle viel zu zivilisiert. Funktionierende Apparate. Der Tod ist der einzige göttliche Funke, den wir noch nicht eliminiert haben. Töten kann fast keiner mehr. Eigentlich schade.“ Nadja löst den Blick von ihrem Schatten. Ist sie die Einzige, die so denkt? Oder will jeder der hier Anwesenden irgendeinen der hier Anwesenden in einem Sarg liegen sehen? Dieser Gedanke, zuerst rein in seiner Ehrlichkeit, erscheint plötzlich ekelerregend und verdorben. Nadja schaut sich um. Die anderen Trauergäste stehen zu zweit, zu dritt oder zu viert mit Menschen aus ihrem Haushalt auf Sicherheitsbodenmarkierungen. Einige halten einander an den Händen, andere schmiegen die Schultern aneinander. Nadja erkennt flüchtige Bekannte. Irgendwer wird beim anschließenden Leichenschmaus garantiert fragen, was sie so macht, in der großen Stadt. „Eine Familienzeitschrift? Schön! Wie viele Kinder hast du?“ Nadja kann gut ohne Kinder leben. Aber hier, im Dorf Steinbach, hat eine Frau, die in Nadjas Alter keine Mama ist, verloren. Diese Gemeinschaft nimmt ihr kinderloses Single-Dasein als schlechte Angewohnheit wahr, wie Nägelkauen oder Rauchen. Hier kommt garantiert das beinahe empörte, spöttische Erstaunen: Wie kann eine, die keine Kinder hat, ja sogar

Single ist, Chefredakteurin einer Familienzeitschrift sein? Nadja grinst. Willy ist ein geschiedener zweifacher Vater und darf seine Kinder kaum sehen. Sie selbst hat immer seltener Dates oder Affären, obwohl in ihrem Bett und auf ihrem Körper Männer wie Frauen gleichermaßen willkommen sind. Manchmal mag sie den Gedanken, dass ausgerechnet sie und Willy eine Familienzeitschrift machen. Willy findet nichts Besonderes daran. Seit sie ihn kennt, findet er gar nichts irgendwie, er tut einfach, was er tun muss – und Willy muss wirklich. Nadja dagegen glaubt, dass sie in Wahrheit nicht muss, sondern nur glaubt, zu müssen. Wohliges Überlegenheitsgefühl gibt ihr die Kraft, mit ihrem Blick die anderen Gesichter und den Rücken herauszufordern.

Während der Priester neben dem Sarg vom Ewigen Leben erzählt, stolpern Nadjas Gedanken in einen beinahe vergessenen, dennoch unverändert vertrauten Raum. Als wäre sie gestern dort gewesen. Nadja schließt die Augen. Verwundert tut sie, was sie gelernt hat, ganz easy und selbstverständlich, wenn man es einmal kann – wie Fahrradfahren. Nadja betet: „Lieber Gott. Sei bitte gut zu Ottos Vater, falls du das kannst und falls du es für richtig hältst. Du kennst ihn wahrscheinlich besser als ich. Und mach, dass Otto ... egal. Das wichtigste, lieber Gott: Gib mir bitte eine Idee für den Blockbuster im nächsten Heft. Danke! In Ewigkeit.“ Die Worte der Bibel fließen aus dem Priestermund in den *Familienglück*-Seitenspiegel. Nadja schließt kurz die Augen, schmeckt Milch und Honig. Der Hoffnungsschimmer verblasst schnell, Nadja schmeckt nur ihren eigenen

Speichel, wendet sich zornig und enttäuscht von Gott ab. Wenig später hat sie die rettende Idee: Für den nächsten *Familienglück*-Test wird sie Eltern und Kinder getrennt voneinander mit Gehirnstrommessgeräten untersuchen. Ein Assistent, aus Kostengründen vermutlich Willy in einem weißen Arztkittel, würde den Testpersonen Bilder von glücklichen Luxus-Kindern und hungernden, verstümmelten Kindern zeigen, von Welpen und von Welpen verdauenden Riesenschlangen und dabei die Gehirnströme messen – ein glaubwürdiges Ablenkungsmanöver. Während der vermeintliche Test läuft, beginnt der eigentliche *Familienglück*-Test: Die Probanden, die ihre Telefonnummern zur Terminkoordination an Nadja geschickt haben, werden von einem vermeintlichen Kriseninterventionsspezialisten der Polizei angerufen, LeBon hätte sicher Spaß an dieser Rolle. Von diesem erfahren die Eltern mit dem Gehirnstrommessgerät auf dem Kopf, dass ihr Kind an einem Gehirnschlag gestorben ist. Die Kinder erfahren mit dem Gehirnstrommessgerät auf dem Kopf, dass ihre Eltern an einem Gehirnschlag gestorben sind. *Familienglück*-Testfrage: Wer leidet mehr – Eltern, die ihre Kinder verlieren oder Kinder, deren Eltern sterben? Spannendes Subthema: Wie beschreiben die Testpersonen im Interview danach ihre Gefühle? Decken sich die subjektiven emotionalen Eindrücke mit den Gehirnstrom-Messergebnissen? Was passiert in Gehirnen, die eine Nachricht von enormem Verlust verarbeiten? Sollte ein Notarzt vor Ort sein oder hat Willy einen Erste-Hilfe-Kurs gemacht? Vor allem aber: Wie kann sie die Alte überzeugen, dieser Idee zuzustimmen? Nadja formt die Lippen zu einem Schweinsrüssel,

wie immer, wenn sie beim Nachdenken in einer Sackgasse gelandet ist.

„Tut mir sehr leid, Otto.“ „Schon gut.“ Sie schauen einander in die Augen, tasten mit Blicken das Gesicht des Gegenübers ab. „Was schaust du so?“, fragt Otto schließlich. Nadja senkt den Blick. „Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll.“ „Kannst ruhig normal mit mir reden“, meint Otto. „Sag, was du denkst.“ Nadja wischt sich mit zwei Fingern der linken Hand Tränen aus den feuchten Augen: Daumen ins linke Auge, Zeigefinger ins rechte Auge, einmal von den äußeren Augenrändern zu den Nasenflügeln, dann mit beiden Fingern die Nase entlang zur Nasenspitze – fertig. Diese Handbewegung hat sich Nadja angewöhnt, wenn sie nach zu vielen Stunden vor dem Monitor einen Artikel schreibt, fast nichts mehr sieht, um jedes einzelne Wort schwer kämpfen muss. „Was soll ich großartig sagen?“ „Sag, was du denkst.“ Nadja sieht sich im Schankraum des Dorfwirtshauses um, mustert Ottos Kinn, das Dienstgradabzeichen auf seinem Rockkragen, das rot-weiß-rote Emblem mit dem Infanteriesymbol und der römischen II auf seinem Ärmel, die Erinnerungsmedaille für den Afghanistaneinsatz. „Chice Uniform, Otto.“ „Danke, Nadja.“ „Na, ihr zwei? Sind eure Babyelefanten draußen spielen?“ Kristina drängt sich neben Otto und lächelt Nadja an. „Hallo, Nadja.“ „Hallo, Christa. Mein Beileid.“ „Danke. Schön, dass du gekommen bist. Wie geht es dir?“ „Gut. Viel Arbeit. Das Übliche.“ „Was machst du nochmal?“ „Ich bin Redakteurin. Chefredakteurin. Bei so einer Familienzeitschrift.“ „Klingt interessant. Wie viele Kinder hast du?“ Nadja würde gerne mit dem Hintergrund

verwachsen, so wie Willy mit dem ‚Zustand‘ auf seinem Schreibtisch. Plötzlich geschieht ein Wunder: Das Meer der 27 Trauergäste wird von einer höheren Macht geteilt – „Der Bürgermeister kommt“, tuscheln die Leute. Der Bürgermeister, ein ÖVPLer, heißt Manfred „Manny“ Buchsbaum. Nadja kennt ihn von früher, er ist nur ein paar Jahre älter als sie selbst. Nadja will niemals für eine Partei im Rampenlicht stehen, nimmt es dem Bürgermeister dennoch übel, dass er es im Gegensatz zu ihr bereits zu Amtswürden gebracht hat. Der Bürgermeister trägt einen dunklen Trachtenanzug und die gebotene feierliche Trauermiene, das Volk nickt ihm mit gesenkten Köpfen zu. Jeder in der engen Gaststube weiß, zu wem der Bürgermeister der Tradition entsprechend gehen muss. Schon entdeckt er den Sohn des Verstorbenen. Die bürgermeisterliche Blickachse spaltet die Menschenmenge wie Moses das Rote Meer. Am Eingang zu diesem spalierumrandeten Hohlweg bleibt der Bürgermeister stehen. Er nickt Otto zu – und Otto dreht sich von ihm weg. Buchsbaum seufzt, er zögert ein paar Sekunden, ehe er sich mit etwas Wut in der Trauermiene auf den Weg macht. Beim Rücken des wichtigsten Trauernden angekommen, sagt Buchsbaum: „Mein Beileid, Otto.“ Er streckt seine Hand aus, lässt sie wieder sinken. Dann umarmt er Kristina. „Mein Beileid. Wenn ich was tun kann für euch, gib Bescheid. Jederzeit.“ „Danke, Manny. Und entschuldige – er ist so stur“, schnieft Kristina. „Das macht nichts“, sagt der Bürgermeister milde. Kurz scheint es, als wollte er auf den Otto-Rücken klopfen. Dann überlegt er es sich anders, schüttelt den Kopf und auf dem Weg nach draußen die Hände einiger Bürger.

„Vegetarisch für die Dame?“ Nadja antwortet „Nein“ und bestellt Wiener Schnitzel mit Erdäpfelsalat. Als der Kellner mit dem Mundschutz weg ist, fragt sie Otto: „Warum glauben alle, dass ich Vegetarierin bin? Weil ich eine Frau aus der Stadt bin?“ Kristina streichelt Ottos Unterarm und zeigt ein aufgesetztes Schmunzeln, ehe sie sagt: „Wir haben ein neues Lokal in Steinbach, das fast nur vegetarische Speisen hat. Ist immer viel los dort.“ „Ja, hat sich einiges getan hier, seit die Autobahn in der Nähe gebaut wurde“, antwortet Nadja. „Ich hab die alten Straßen kaum wiedererkannt. So viele neue Häuser. Teure neue Häuser, mit teuren Autos davor, die meisten Kennzeichen aus Wien oder der Slowakei.“ „Naja“, meint Kristina. „Von den Alteingesessenen sind auch einige ganz schön zu Geld gekommen. Aber nicht alle.“ „Aus!“, befiehlt Otto. „Nicht alle“, wiederholt Kristina leise mit einem Kopfschütteln. Dann lächelt sie: „Worüber haben wir vorhin geredet? Ah, ja. Wieviele Kinder hast du, Nadja?“ „Ich? Keines.“ „Entschuldige. Das wusste ich nicht.“ „Du musst dich nicht entschuldigen, Christa. Ist ja kein Unglück, dass ich keine Kinder habe.“ „Nein. Aber ich dachte nur ... um über Kinder und Familien zu schreiben, sollte man Kinder und Familie haben. Ist nur meine Meinung. Ihr seid die Profis.“ „Stimmt genau.“ „Ich heiße übrigens immer noch Kristina. Und zwar mit K.“ Langsam wie ein Panzerturm dreht sich Otto zu den zwei Frauen. Die angespannte Atmosphäre zwischen den beiden erscheint ihm ähnlich greifbar, wie die Lichtstreifen beim Heckengießen, nur dass hier nichts in Schönheit schimmert. Unangenehm berührt blickt er durchs Lokal. Plötzlich erhellt sich seine Miene: „Melanie!“ Ein kurzer Blick der Tochter und die Eis-

kristalle der Trauer, die wie kleine Falten über das Gesicht des Vaters gelaufen sind, schmelzen. Eine anschmiegsame Umarmung, und Otto leuchtet wie ein zerschossenes Haus, in dem eine Weihnachtskerze brennt. „Vaterland“, flüstert ihm Melanie ins Ohr. „Du tust mir so leid.“ Otto drückt sie an sich, streichelt ihren Kopf. „Ist sie nicht wunderbar?“ Nadja nickt zustimmend, dreht den Kopf dann Richtung Schank. „Ich hab Durst. Wer trinkt einen Old Fashioned mit mir?“ „Seit wann trinkst du Old Fashioned?“, fragt Otto. „Seit wann hast du einen Schnurrbart?“ Otto zuckt mit den Schultern, berührt seinen Schnurrbart und sagt: „Ein Bier tut’s auch.“

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien*